



Am 1. Januar zu wissen, dass dies das Jahr wird, in dem der Geliebte stirbt: unerträglich. Am 9. Januar seinen Kopf in den Händen zu halten, während er zum letzten Mal atmet: unbegreiflich. Das sind schon zwei Adjektive zu viel, er mochte keine Adjektive. Über die Sprache hatten wir uns verliebt – in tage- und nächtelangem Nachrichten-Pingpong, in dem wir uns unser gesamtes Leben erzählten, bis wir uns dann endlich trafen. Es war sofort klar, dass bei uns ALLES passte. Er hat das immer in Großbuchstaben geschrieben, wir waren beide verwirrt, dass so was möglich ist. Es war ein Wunder, so habe ich es genannt, und er, der gar nicht mehr an Glück glaubte, sagte: »Vielleicht stimmt das.« Es wirkt einfach so sinnlos: Warum wurde mir dieser Mann geschickt, mein Lebensmensch – und dann ein Jahr später wieder weggenommen, auf so eine grausame Art? Gerade ein neues Leben begonnen – und dann stirbt er an Krebs, keine zwei Wochen nach der Diagnose. Dass der Tod häufig mit einer Trennung verglichen wird, ist einer der größten Irrtümer überhaupt. Der Tod reißt uns körperlich auseinander, aber er wird uns niemals trennen.

Ich habe ihn gehen lassen, ich hatte ja keine Wahl. In den letzten Tagen war ich einfach nur da, wir haben kaum geredet, es war alles gesagt. Die Hand halten, den Kopf streicheln, mehr nicht. Nicht mehr. Dafür war er wohl dankbar. Die meisten Menschen sterben, wenn ihre Angehörigen gerade einen Kaffee holen oder auf der Toilette sind, weil sie deren Anwesenheit im letzten Moment nicht ertragen können. Das war bei ihm ganz anders, so wie bei uns vieles ganz anders war. Für mich ist dieser letzte innige Moment ein großes Geschenk, ein letzter Vertrauens- und Liebesbeweis. Wir waren ideal füreinander – eine viel zu kurze, aber so intensive Zeit, dass sie nicht in Monaten gemessen werden kann, und dieses Gefühl werde ich niemals vergessen. So

eine Liebe erleben viele Menschen überhaupt nie. Ich bin also dankbar, und zwar tatsächlich: unendlich. Das kann gar nicht aufhören.

Trotzdem schaffe ich es noch nicht, all die Gedankenschleifen abzustellen, all die Konjunktive. Immer wieder nagen die gleichen Fragen an mir. Hätte ich merken müssen, wie krank er ist? Wäre er früher noch zu retten gewesen? Habe ich im Krankenhaus etwas falsch gemacht? Hätte ich noch etwas sagen müssen? Nein, nein, nein, nein. Er hat mich doch »mein Engel« genannt, ich war also seine Begleiterin, bis zum letzten Moment und darüber hinaus, er wirft mir bestimmt nichts vor. Nein, ich will nicht mehr im Konjunktiv denken. Zwischen uns war alles richtig, so wie es war. Nur seinen Tod, den werde ich niemals richtig finden, und das muss ich auch nicht.

Worüber ich – inmitten der Untröstlichkeit – froh bin: dass ich einige sehr gute Freunde habe, die keine Beileids-Klischees aufsagen und nie den schlimmsten Satz: »Die Zeit heilt alle Wunden.« Die mich und meine Trauer einfach aushalten. Die wissen, dass es gar keinen Trost gibt, nur Beistand. Sie helfen mir in den härtesten Stunden, an Jahrestagen, Feiertagen, plötzlich sinnlos gewordenen Sonntagen.

Das Schlimmste ist die Sehnsucht. Das Gefühl, dass ich nie wieder so glücklich sein werde wie mit ihm. Gleichzeitig ist es das Schönste: zu wissen, wie glücklich ich war. Und dass mein Glück sein Glück war. Ich versuche, nicht egoistisch zu sein und mir zu sagen, dass er so ruhig aussah und ich ihm seinen neuen Frieden »gönnen« sollte, aber es ist schwer – ich möchte einfach nur mit ihm reden, ihn küssen, seine Nähe fühlen und ihn riechen. Oft tut es mir körperlich weh, dass er nicht da ist – ich weiß inzwischen, dass ich es aushalten kann, ich gewöhne mich daran, und dennoch ist es das zweitheftigste Gefühl, das ich je erlebt habe. Das heftigste war die Leidenschaft für und mit ihm – ich kann sie immer noch spüren, wenn ich gerade nicht weine. Es ist schwer, sich davon zu verabschieden – zu erkennen, dass wir nie mehr auf diese Weise zusammen sein werden. »Nie mehr«: das ist so endgültig. Mir hat das noch nicht gereicht, ich hatte noch so viel mit ihm vor! Und ich weiß, dass er auch noch längst nicht genug hatte. Ich muss ja schon jedes Mal schlucken, wenn ich seine letzte sms sehe und weiß,

ich bekomme nie mehr eine – wie soll ich da nicht verzweifeln, wenn mir bewusst wird, dass ich ihn nie mehr umarmen darf?

Seele, Präsenz, Geist: Wie immer man es nennt, ich bin froh, dass ich ihn noch sehr stark bei mir fühle, aber dadurch, dass ich momentan in beiden Welten (meiner und seiner) lebe, sehne ich mich manchmal nach dem Jenseits, obwohl ich weiß, dass es für mich noch nicht so weit ist. Zurzeit muss es mir reichen, dass er mir manchmal in meinen Träumen begegnet – dann wache ich aufgeregt auf, und mein Herz klopft genau wie bei seinen Besuchen früher – nur, dass gleich die Traurigkeit dazukommt: In dieser Welt werden wir uns nicht wiedersehen, zumindest nicht am Tage.

Seit er gestorben ist, habe ich komischerweise gar keine Angst mehr vor dem Tod. Vorm Sterben schon – weil ich nicht unter Schmerzen oder unwürdigen Umständen sterben will, aber vor dem Übergang an sich nicht. Manchmal, an den dunkleren Tagen, frage ich mich, wie alt ich wohl werde, und denke: ach, 30 Jahre müssen es nicht mehr sein, mir reicht auch weniger. Manchmal habe ich einfach keine richtige Lust mehr zu leben, weil ich glaube, dass ich das Schönste bereits hinter mir habe. Was soll's also eigentlich noch? Doch ich weiß, dass er nicht will, dass ich die Hoffnung aufgebe. Ich sage übrigens seit einer Weile nicht mehr: »dass er das nicht gewollt hätte«, obwohl die Gegenwartsform manche Leute irritiert. Für mich wird er immer da sein, als mein Begleiter, Beschützer und Berater – solange ich lebe, und danach sowieso. Der Tod, das weiß ich jetzt, hat überhaupt keine Chance gegen die Liebe. //



»Das Schlimmste ist die Sehnsucht. Das Gefühl, dass ich nie wieder so glücklich sein werde wie mit ihm.«